

FUNDGRUBE

HEIMATGESCHICHTLICHE BEILAGE DER PEGNITZ-ZEITUNG

„Mittendrin“ – Eine Kindheit der 1950er und 60er Jahre in der Stadt Lauf

von Georg Schweikert



Abb. 1: So sah es im „Turnhof“ vor dem Wohnhaus damals aus. Gartenzaun und Holztor sperrten das Gelände ab. Der Stadel links gehörte „zum Pabst“. Das große Gebäude rechts im Hintergrund war damals die Fertigung der Firma Glimpel in der Nürnberger Straße.

Die Kirchweih war am Marktplatz und dazu gab es noch Buden und Stände am Plärrer, den die Alteingesessenen nach der überlieferten Flurbezeichnung den „Sauweiher“ nannten. Die Kinder gingen in die beiden Schulhäuser an der Nürnberger Straße, auch das dazugehörige Hausmeisterhaus stand an der Hauptstraße, und ganz am Ende des Knabenschulhofes – ja es gab sie damals, die eindeutige Trennung der Geschlechter an den Schulen – stand die Baracke. Diese wurde immer etwas argwöhnisch betrachtet, denn uns wurde erzählt, dass dort die Hilfsschüler seien, und wenn man nicht lerne, müsse man auch dorthin.

Neben den Schulhäusern gab es die Turnhalle des TV 1877 und den Platz zwischen dem dazugehörigen Wohnhaus und der Bundesstraße, die damals noch ein Kopfsteinpflaster hatte.

(Abb. 1)

Das war sie, meine kleine Welt der Kindheit. Ein Quartier, eingerahmt von

der B 14 im Norden und der Sichartstraße im Süden. Die Glockengießergasse im Osten und die „Stepferla“ im Westen, die gegenüber der Hirtenbrücke schon immer zum Steg an der Pegnitz führten.

Heutzutage kann man sich gar nicht mehr vorstellen, welche Vielfalt in diesem kleinen, abgegrenzten Areal herrschte rund um die Turnstraße 7, wie unsere postalische Anschrift offiziell lautete. Fast schon eine eigene kleine Stadt mit allem, was dazugehörte. Drei Bäcker, zwei Metzger, ein Bauernhof, ein Lebensmitteladen für den täglichen Bedarf, ein Schreibwaren- und Zeitschriftengeschäft, Schulen, eine Drogerie, eine Tankstelle, zwei Friseure, eine Reinigung, die Fabrik von Dietz und Pfriem, die Fertigung „vom Glimpel“, das „Café Schmidberger“, ein Zahnarzt, eine Schirmmacherin, eine Druckerei und ein kleines Fuhrunternehmen. Natürlich gehörten zu einer „kleinen Stadt“ auch Feuerwehr und Sanitäter, kurzum



Abb. 2: Noch einmal der Turnhof. Links der Glimpel, oben links das „Grand Hotel“ und rechts das Café Schmidberger. Auch an der Kommunion muss man nicht unbedingt ernst bleiben.

die gab es auch. Also fast alles außer einer Kirche, aber die war ja in Sicht- und Hörweite. Die Polizei war am Marktplatz und die Polizisten gingen noch zu Fuß Streife. Auch bei uns. (Abb. 2)

Aus dem Inhalt

„Mittendrin“ – Eine Kindheit
der 1950er und 60er Jahre
in der Stadt Lauf

Seite 1-5

Vier Dackel für Hugo Dietz

Seite 6-11

Weltkriegs-Weihnachten
in den Karpaten 1916

Seite 11-16

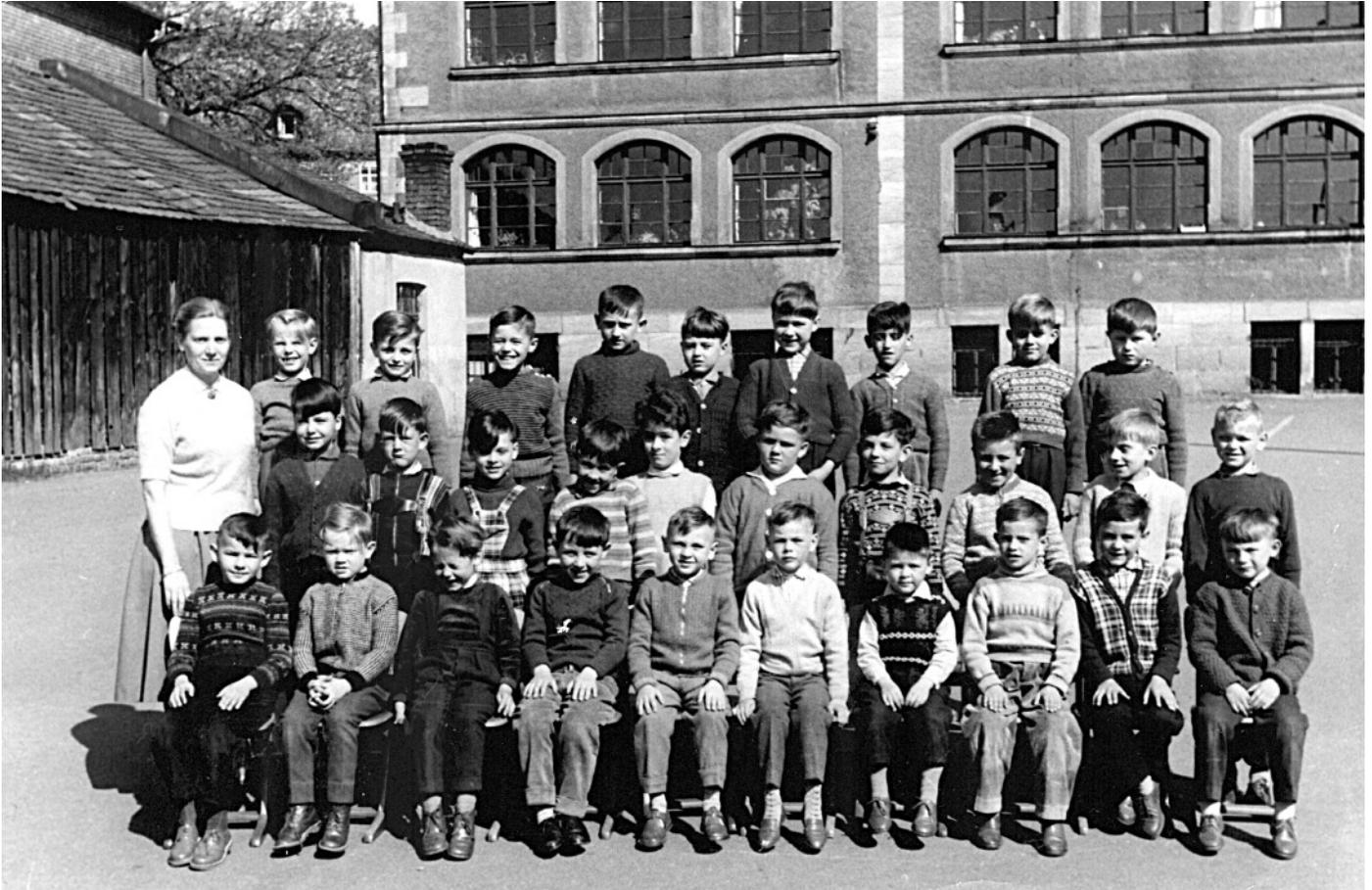


Abb. 3: Mai 1960: Klassenfoto der 1. Klasse im Schulhof. Links ist der Schuppen und das Waschhaus der Turnhallen-Wohnung zu sehen. Im Waschhaus wurde auch gebadet. Unsere Lehrerin Frau Arnold ist erst 2018 mit 96/97 Jahren verstorben und war mit Pfarrer Herold verheiratet.

Drei Wirtshäuser gab es dennoch in diesem „begrenzten Raum“. Den „Meister“ am Zeltnerplatz, gleich gegenüber der Engelhardtschen Hammersmiede, und das „Weiße Roß“ mit eigener Metzgerei, auch „der Kuhn“ genannt, an den Treppen zum Steg. Als drittes die kleine Schankwirtschaft „Zur Linde“, auch bekannt als „Quatterla“. Am bekanntesten war jedoch für diese Lokalität in der Nürnberger Straße, gegenüber der heutigen Pegnitz-Zeitung und direkt neben dem damaligen Café Schmidberger gelegen, die Bezeichnung „Grand Hotel“. Diese Bezeichnung hatte es nachweislich schon um 1906 gegeben und wurde solchermaßen in den damaligen Vereinsnachrichten als Treffpunkt benannt. Da durfte ich ab und zu mit meinem Vater hin, wenn er sich manchmal am Stammtisch ein Feierabend-Seidla gönnte. Es war eine illustre Gesellschaft in dieser kleinen, geduckten Wirtschaft, die gerade mal 30 Plätze hatte. Der einfache Arbeiter saß da zusammen mit Handwerksmeistern, Ladenbesitzern und auch Direktoren der Laufer Firmen. Der Schornsteinfeger musste immer erst warten, bis eine Zeitung auf seinen Stuhl gelegt wurde, und ein Platz durfte nicht besetzt werden, denn der gehörte einem Stammgast, der von allen nur „Nurmi“ genannt wurde. Aber sagen

durfte man es zu ihm nicht, hat mir mein Vater immer wieder eingetrichtert.

Da saß ich dann mit meiner Flasche „Libella“ vor mir – die mit der Riffeloberfläche – und zog ganz langsam an dem Strohhalm. Es gab ja nur eine für mich und da trank man ganz vorsichtig, damit es lange reicht. Vieles habe ich von den Gesprächen nicht verstanden, aber stolz war ich schon, dass ich wie ein Großer in die Wirtschaft durfte.

Gerade das „Grand Hotel“ ist mir besonders aus dieser Zeit in Erinnerung geblieben. Zum Beispiel an Silvester um Mitternacht, wenn vor dem Wirtshaus neben dem Lindenbaum die alten Reisigbesen verbrannt wurden. Das war immer etwas unheimlich, aber auch aufregend. Mein Vater hat mir dazu erzählt, dass man die alten Besen deshalb verbrenne, weil das neue Jahr beginnt und man ab da dann mit neuen Besen kehrt. Ob es gestimmt hat oder nicht, auf jeden Fall war das immer an Silvester ein Moment, auf den ich schon wartete.

Das noch wichtigere Ereignis für mich war die jährliche „Fisch- und Ganspartie“ im Quatterla. Da musste (oder durfte) ich dann mit meinem Bruder den kleinen Berg hinauf. Bestückt waren wir mit zwei weißen Emaille-Schüsseln mit

blauem Rand und 10 Mark. In die kleinere ist der Karpfen gekommen und in die ganz große Schüssel der Salat. Man hat natürlich immer die größte Schüssel für den Salat genommen. Da hat dann die „Marcharet“, wie die Wirtin von den Gästen liebevoll genannt wurde, natürlich ganz viel Kartoffel- und Endivien-salat hineingefüllt, damit die Schüssel nicht so leer aussieht. Dazu auch noch etwas „Rote-Rüben-Salat“ und was es halt sonst noch so dazu gab. Zu Hause angekommen wurde alles gerecht unter meinem Großvater, meinen Eltern, meinem Bruder und mir aufgeteilt und miteinander verspeist. Entweder waren die Karpfen damals größer oder man war mit weniger zufrieden. Satt sind wir aber immer geworden. (Abb. 3)

Für den täglichen Bedarf hat man aber natürlich nicht Karpfen geholt, sondern was zum Essen nötig war in den umliegenden Geschäften eingekauft. Ja, Sie lesen richtig: „für den täglichen Bedarf“; denn man hat fast jeden Tag das, was man aktuell benötigte, frisch besorgt. Es gab sie damals noch nicht, die großen Lebensmittel-Ketten mit den riesigen Parkplätzen an der Peripherie wie heute. Man hatte dafür fast an jeder Ecke einen kleinen Lebensmittel-laden, bei uns war er direkt nebenan: „der Pabst“. Da durfte ich dann schon

mal öfter alleine einkaufen gehen. Es war ja nur über die Turnstraße, die damals noch gar nicht richtig geteert war. Verkehr war da ganz selten.

Losgeschickt wurde ich immer mit einem Zettel, dem damals üblichen Einkaufsnetz aus Nylon und etwas Geld. Man hat sich schon groß gefühlt, wenn man dran war, seinen Zettel mit dem Netz über die Theke gereicht und bezahlt hatte und dann mit dem vollen Netz, dem Wechselgeld und dem handgeschriebenen Kassenzettel nach Hause gegangen ist. Man lebte ja etwas sparsamer Ende der 50er Jahre und so war es für alle ganz normal, wenn man „einen halben Stein Butter“ und drei Salem Nr. 6 bestellte. Die Butter wurde genau in der Mitte an einer Markierung durchgeschnitten und die Zigaretten einzeln aus der Schachtel verkauft.

Unten beim „Meister“ gab es den besten „Backstakees“ der Welt. Die „Mastere“, wie Frau Meister von allen genannt wurde, verstand es wahrlich meisterhaft, den Backsteinkäse zur Verzehrreife zu entwickeln. Die frisch angelieferten Käse, die wirklich die Größe eines Ziegelsteines hatten, kamen auf die Kellertreppe ganz unten. Von dort wanderten sie Stück für Stück nach oben, bis sie an der letzten Stufe angekommen waren. Wenn diese Stufe erreicht war, hatten sie die richtige Verzehrreife. Zumindest behaupten das die Kenner und ich selbst aber auch. Man kaufte dann, je nach Familiengröße, entsprechend große Stücke, die frisch abgeschnitten wurden. Dazu gab es frische Pellkartoffeln, ein Stück Butter und Salz und Pfeffer. Damals schon eine Delikatesse und heute? Leider habe ich nirgendwo mehr einen derart guten „Backstakees“ bekommen.

Wir hatten ja drei Bäcker im direkten Umfeld, und man ging immer genau zu demjenigen, um dort das zu holen, was dieser jeweils dem eigenen Geschmack nach am besten backen konnte. Beim „Fraußen-Beck“, nahe am Steg, gab es die besten Schrippen, beim Hiller in der Glockengießerstraße eher was Süßes und die „runden Weckla“ holte man beim „Voack“ in der Nürnberger Straße. Die „Runden“ gab es immer zum „Schwärtla“, das man am Dienstag frisch im „Grand Hotel“ in der Aluminium-Milchkanne holte. Nur das Brot selbst kam nicht aus unserer Ecke. Meine Familie hatte einen Lieblingsbäcker, der in Lauf links, in der Nähe der STEMAG, heute CERAMTEC, seine Backstube hatte. Die Bäckerei Nothnagel hatte ihre Backstube gegenüber der Stelle, wo die Reisingasse jetzt in die Stühleinshöhstraße mündet. Wenn das frische Brot ins Haus kam, wurde es nicht sofort angeschnitten, nein es



Abb. 4: Schulsport im Juni 1960 mit der ersten Klasse. Im Hintergrund die Turnhalle. Durch den Zaun sieht man den Holzstoß und die Feuerleiter zum Dach. Mein Großvater (1963 verstorben) ist auch auf dem Bild.

wurde erst noch gelagert und erst nach rund 14 Tagen kam es in den Brotkasten. Wir hatten im Küchenschrank eine Brotecke. Der frische Laib kam immer hinter das zuletzt gekaufte, meist aus der Vorwoche. Das Brot hat dann immer noch „nachreifen“ müssen, wie man mir erzählt hat. Ich habe noch gut in Erinnerung, dass das Brot wunderbar schmeckte. Ganz im Gegenteil zu heutigen Erzeugnissen, die nach wenigen Tagen ihren Geschmack verlieren.

Unsere Milch haben wir immer beim „Stübel“ in der Nürnberger Straße geholt. Das war damals noch ein kleiner Bauernhof an der Hirtenbrücke. Heute ist dort eine Kfz-Werkstatt untergebracht. Mit einer großen Alukanne bin ich dort – anfangs zusammen mit meinem Bruder – Milch holen gegangen. In der Küche wurde immer die Milch umgefüllt. Manchmal kam sie ganz frisch aus dem Stall und wurde vorher noch mit der Zentrifuge entrahmt, bevor wir unsere Milch bekamen. Es kam ab und zu auch vor, dass gerade erst gemolken wurde, wenn wir oben ankamen. Wenn wir dann in den Stall guckten, hat Gunda, die Tochter vom Bauern, kurz das Euter gehoben und einen „Spruuz“ Milch in unsere Richtung gespritzt. Da wussten wir, es ist besser, noch kurz zu verschwinden und die Kühe in Ruhe melken zu lassen. In der Zeit sind wir dann entweder im Hof oder in der Scheune umhergestrichen, haben versteckte Eier der Hühner gesucht oder sind ins Heu gesprungen.

Beim „Pabst“ nebenan gab es der Jahreszeit entsprechend immer frisches Obst und Gemüse. Nicht wie heute üblich aus der ganzen Welt importiert und rund um das ganze Jahr, sondern nur, was gerade aktuell durch die Jahres-

zeit bedingt erntereif war. Dazu bewirtschaftete die Familie Pabst eine landwirtschaftliche Fläche in der Nähe der heutigen Real- und Berufsschule und verkaufte die Produkte frisch im eigenen Laden. Fast jeden Tag tuckerte der Einachser mit einem kleinen Anhänger über die Hirtenbrücke zum Gemüsegarten und manchmal durften mein Freund Wolfgang aus der Nachbarschaft und ich mitfahren. Da haben wir, so gut wir es konnten, beim Auf- und Abladen geholfen und sind dann ganz stolz wieder mit zurück in die Wäschgasse gefahren.

Mein Freund Wolfgang wohnte damals im Hausmeisterhaus der beiden Schulen und hatte das Küchenfenster direkt zu uns herüber zur Turnhalle. Wir konnten uns also ganz problemlos ohne Telefon, SMS, Whats-App und sonstige technische Hilfsmittel verabreden. Ein lautes Rufen hat meist gereicht. Das Gelände rund um die Turnhalle mit ihrem Wohnhaus bot viel Platz zum Spielen und mit viel Fantasie haben wir manche Weltreise unternommen. Ein für uns riesiger und mit Platten abgedeckter Holzstoß entlang der Turnhalle war dabei unser Spielplatz. (Abb. 4)

Vor allem deshalb, weil eine ziemlich rostige, aber trotzdem stabile Feuerleiter bis zum Dach reichte. Die war dann Schiffsmast mit Ausguck oder ein Leuchtturm, einfach immer das, was uns unsere Gedanken vorgaben. Da reichte dann der Blick nicht nur über den Schulhof hinweg bis zum Kirchturm, sondern noch viel weiter über das große Meer in unserer Fantasie.

Überhaupt war das Geschehen um und in der Turnhalle des TV 1877 das gesamte Jahr über ein richtiges Erlebnis. Übungsstunden der Turner, Trai-



Abb. 5: In der Mitte mit Baskenmütze: Karl Allmann (Lehrer in Lauf und Büchereileiter); rechts daneben: Georg Carl (Amtsgericht) und ganz rechts mein Vater Georg Schweikert.

ning und Punktspiele der Tischtennismannschaften, die Trainingsabende der Fechtabteilung mit Säbel, Degen und Florett, Gewichtheber: ein ständiges Kommen und Gehen. Auch die benachbarten Schulen nutzten die Halle für den Schulsport oder was man damals halt darunter verstand. Der wurde nämlich auch nach den damaligen Regeln oft im Schulhof durchgeführt. Aber zurück zum Vereinsleben, das ich ja hautnah miterleben konnte.

Montagabend war reserviert für die Damengymnastik, da ging dann auch mei-

ne Mutter hinunter. Es war, so erinnere ich mich noch genau, eine sehr lustige Gruppe. Ich bemerkte damals schon, dass es allen Spaß gemacht hat, auch weil meine Mutter immer fröhlich davon erzählte. Vielleicht lag es auch am „Roller“. Das war das einzige männliche Wesen, das bei der Gymnastik zugehen sein durfte. Eigentlich hieß er ja Karl Allmann, war Oberlehrer an der Knabenschule nebenan und leitete auch die Stadtbücherei in Lauf, die damals noch in der Burggasse war. (Abb. 5)



Abb. 6: Festwagen des TV 1877 im Jahr 1960: Ich durfte den Kutscher spielen – der Junge mit Zylinder ist der verstorbene Walter Losch.

Aber er konnte Klavier spielen und so nutzten die Damen natürlich die musikalische Unterstützung für ihre gymnastischen Übungen. Als Lehrer war er sehr streng und manchmal setzte es auch eine „Schelln“. Privat war er aber ein sehr lustiger und fröhlicher Mensch und passte natürlich in diese fröhliche Runde. Ich erinnere mich gut an Lehrer Allmann. Einerseits war er mit meinem Vater sehr gut befreundet und sie trafen sich immer wieder in einer geselligen Runde, zum anderen war er auch mein Lehrer. Er hat uns damals sehr viel von unserer Heimat rund um Lauf erzählt. Wie es ganz früher war und was in den vergangenen Jahrhunderten an Historischem in unserer Stadt geschehen war.

Wenn das Kunigundenfest nahte, dann herrschte in der Turnhalle ein besonders reges Treiben. Schon im Frühjahr wurden Vorbereitungen getroffen, einen Motivwagen für den Umzug am Sonntag und Montag zu planen und zu gestalten. (Abb. 6)

Die 77er waren damals bekannt für ihre aufwändigen und fantasievoll gestalteten Festwagen. Es herrschte dann im Erdgeschoss ein reges Hämmern, Sägen und Werken. Das eine oder andere Mal durfte ich dann zu meiner Freude auch auf dem Festwagen als Darsteller mit zum Kunigundenberg fahren.

Aber noch viel aufregender waren die Nachmittage, wenn der „Weiße Reigen“ in der Turnhalle einstudiert wurde. Dies war das Metier von Hans Voigt, Standesbeamter der Stadt Lauf, Vorsitzender des TV 1877 und Choreograph des weithin bekannten Programmpunktes der Aufführungen auf dem Kunigundenberg, auf den die vielen Zuschauer warteten. Im Vorfeld der Einstudierung gab es immer wieder Tränen, denn es waren mehr Bewerberinnen, als für den Reigen benötigt wurden. Geübt wurde dann mit allen jungen Mädchen aus der achten Klasse, die es geschafft hatten, dabei zu sein. Ich hatte manchmal die Aufgabe, den Plattenspieler zu bedienen. Ich erinnere mich noch genau an den ovalen, hellbraunen Koffer, dessen Deckel mit dem Lautsprecher man senkrecht aufstellte. Ich musste mir immer die Stelle merken, wenn unterbrochen wurde. Figuren und Tanzschritte wurden oft zehn Mal und mehr korrigiert, bis alles gepasst hatte. (Abb. 7)

Auch im Turnhof und im Pausenhof des Knabenschulhauses wurde eifrig für den Fahnenreigen und die Aufführungen der Schulklassen geprobt. Aus dem Keller klangen dann nachmittags immer die „Pfeiferla“ herüber. „Pfeiferla“ haben wir die Querflötenspieler des Schüler spielmannszuges genannt. Übungslei-

ter war damals mein Onkel Fritz, der jüngere Bruder meines Vaters, und ich habe dann schon darauf gewartet, dass er nach der Übungsstunde noch kurz bei uns vorbeischaute.

Der jüngere Bruder meiner Mutter hieß übrigens auch Fritz. Er hat mich oft am Sonntag zu einem Spaziergang abgeholt. Wir sind dann zu den Pegnitzwiesen oder aber auch über die Heldenwiese Richtung Kunigundenberg. Am meisten habe ich mich aber gefreut, wenn wir zum Naturbad, dem aufgestauten Bitterbach unterhalb der Eschenauer Straße, gingen. Dort gab es das „Dackeldenkmal“ von Hugo Dietz und die Dackelfiguren begeisterten mich immer wieder. (Abb. 8)

Das Jahr endete an der Turnhalle immer mit dem Christbaumverkauf im Turnhof. Es war schon ein schönes Bild, wenn man von unserem Wohnzimmer aus hinunterblickte und die große Reihe der aufgestellten Christbäume sah, die zum Kauf angeboten wurden. Wenn es dann schneite, bot sich natürlich noch ein viel schöneres Bild und man freute sich noch mehr auf Weihnachten. In der Zeit war auch die Turnhalle wieder ein Schauplatz für Jung und Alt. Wenn der „Pelzermärtl“ in die Turnhalle zur Adventsfeier kam, war die Halle brechend voll von Eltern mit ihren Kindern. Die Turnhalle war mit Tannenbäumen geschmückt und der „Pelzermärtl“ hat die Kinder beschenkt, die natürlich ein Gedicht aufsagen mussten. So endete ein Jahr in „meiner kleinen Welt“. (Abb. 9)

Mitte der 60er Jahre sind wir dann in unser eigenes Haus gezogen. Direkt neben den Gemüseanbau der Familie Pabst. Wir hatten plötzlich eine zentrale Heizung und Warmwasser. Hatten ein eigenes Bad und eine Dusche und mussten nicht über den Hof in das von allen Bewohnern genutzte Waschhaus. Das warme Wasser kam sofort aus dem Wasserhahn und musste nicht erst im Kessel aufgeheizt werden. Die Toiletten hatten eine Wasserspülung, ganz im Gegensatz zur Turnhalle mit der „Direktverbindung“ zur Klärgrube. Es war schon ein riesiger Fortschritt, aber auch eine Umstellung. In meiner Turnhallenwelt war ich nah bei allem und jedem, jetzt eher am Rande des Geschehens. Es hat alles seine zwei Seiten, aber meine Kindheit im Herzen der Stadt, also mittendrin, möchte ich nie missen.

Alle Fotoaufnahmen in diesem Bericht:
Schweikert



Abb. 7: Kunigundenfest 1960: Aufführung „Der Luftballon-Mann“ der ersten Klasse. Von rechts nach links Roland Müller (verstorben), Hans Wilhelm, Georg Schweikert, Franz Henschel (verstorben) und Karl-Heinz Schreiber. An den Mädels hatte ich damals noch kein Interesse ...



Abb. 8: Mit meinem Onkel Fritz Kraus (Bruder meiner Mutter) beim Sonntagsspaziergang Mitte der 50er Jahre am Naturbad. Er hat beim Friseur Schmidt in der Nürnberger Straße gelernt und war in Schönberg später der „Dorfbooder“.



Abb. 9: „Pelzermärtl-Feier“ in der Turnhalle Ende der 50er.

Vier Dackel für Hugo Dietz¹

von Doris Utzat und Hansgeorg Bankel



Abb. 1 (links): Denkmal für Hugo Dietz, Zustand im Jahr 2013. Abb. 2 (rechts): Vorderansicht mit fehlendem Gesicht des rechten Dackels, August 2018.

Bis in den letzten Sommer hinein konnte man auf der Ostseite des ehemaligen städtischen Naturbads in der Laufer Bitterbachschlucht eine Keramikskulptur bewundern (Abb. 1): vier Dackel auf einem Pfeiler neben einer Bank mit der Inschrift:

*Dem eifrigen
Förderer Hugo Dietz*

*

Die Stadt Lauf 1935

Frostschäden führten dazu, dass sich das Gesicht des rechten Dackels vom

Körper löste und seitdem verschollen ist (Abb. 2). Aufmerksame Mitarbeiter des städtischen Bauhofs haben den Schaden bemerkt und die Skulptur geborgen – was damit geschehen soll, wird gerade diskutiert. Dies ist Anlass für einen Beitrag zur Geschichte des städtischen Naturbads, an das sich nur noch die älteren Laufer erinnern können.

Hugo Dietz

Im Jahr 1935 wurde der Laufer Fabrikant Hugo Dietz im Rahmen eines Sommerfestes im städtischen Naturbad

geehrt. Mit einem in Sichtweite aufgestellten Denkmal dankte ihm Bürgermeister Herzog für seine Verdienste um das Bad (Abb. 3).

Hugo Dietz war kein gebürtiger Laufer. 1881 auf der Feste Marienberg in Würzburg zur Welt gekommen, besuchte er nach seiner Schulzeit die Industrieschule in Nürnberg (heute Technische Hochschule)². Nach ersten Berufserfahrungen in Nürnberg ging er 1908 zur Bismarck-Hütte nach Oberschlesien. Durch die Art, wie in der dortigen Walzerei Gewehrläufe produziert wurden, kam er auf die Idee, in gleicher Form Ventile für Verbrennungsmotoren herzustellen. Deshalb gründete er 1911 zusammen mit Otto Pfriem die Ventilfabrik Dietz & Pfriem in der Sichartstraße in Lauf, die er in den folgenden Jahrzehnten zu einem florierenden mittelständischen Betrieb ausbaute.

Zunehmend identifizierte er sich mit seinem neuen Heimatort und wurde auch politisch aktiv. 1929 zog er als Mitglied der Liste „Treu Lauf“, einer dem rechten Lager zugeordneten Gruppierung, in den Laufer Stadtrat ein. Er war Pfleger für das Bauwesen, saß im Verwaltungsausschuss, im Bauausschuss und im Werkausschuss. Im Juni 1932 wurde er zum Zweiten Bürgermeister gewählt³. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Januar 1933 gehörte er dem Stadtrat nicht mehr an.

Dennoch trat er zu einem unbekanntem Zeitpunkt der NSDAP bei.⁴ Inwieweit er das aus innerer Überzeugung tat oder

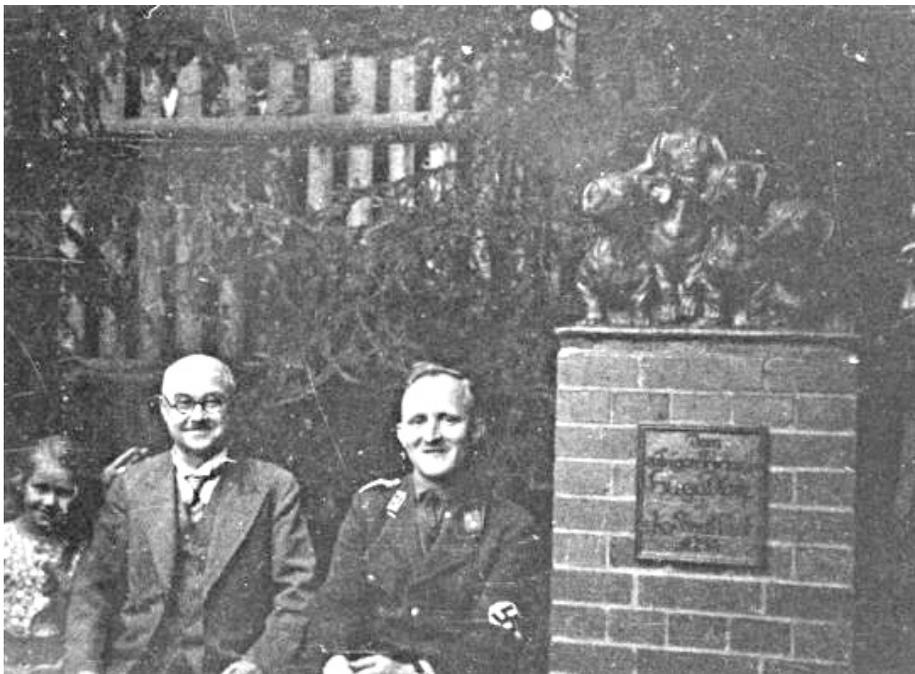


Abb. 3: Einweihung des Denkmals durch Hugo Dietz und Bürgermeister Herzog (1935).

um Nachteile von seiner Firma abzuwenden, muss offen bleiben. Äußerte er sich doch mehrfach negativ über Parteimitglieder oder unterstützte einen Sozialdemokraten, der wegen seiner Parteizugehörigkeit seine Arbeitsstelle verloren hatte.

Seiner Familie und seinen Arbeitern und Angestellten gegenüber verhielt sich Hugo Dietz als Patriarch vom alten Schlag: streng, aber gerecht, hart, aber herzlich. Er war es gewohnt, dass sein Wille befolgt wurde, und konnte wohl auch aufbrausend sein.

Zugleich sorgte er für seine Beschäftigten: Er kaufte einen Bauernhof in Himmelgarten zur Versorgung seiner Leute mit Nahrungsmitteln und erwarb Ackerland an der Hermannstraße, das die Arbeiter als Gärten nutzen durften. Er stellte Werkswohnungen zur Verfügung und baute eigens dafür 1948 und 1952 zwei Häuser in der Wäschgasse.⁵ Er selbst hingegen lebte bis zu seinem Tod 1957 in einer verhältnismäßig bescheidenen Wohnung über den Produktionsräumen seines Betriebes.

Es mag überraschen, dass Hugo Dietz in seiner Freizeit gerne musizierte. In einem der Räume im Obergeschoss der Fabrik hatte er ein Musikzimmer eingerichtet, wo man sich einmal wöchentlich zum Streichquartett traf. Er trat sogar öffentlich auf: So spielte er 1947 bei der Eröffnungsfeier der „Laufer Kunstausstellung“ in der Zollscheule im Streichquartett die Bratsche, im Jahr darauf bei einer „Weihnachts-Musik“ in der Johankirche die zweite Geige.⁶

Intensiv setzte sich Hugo Dietz für den Ausbau des Naturbades in Lauf ein. Zunächst hatte er die Idee abgelehnt, doch als er zum Zweiten Bürgermeister gewählt wurde, trieb er sie energisch voran. Dabei wurde nach seinen Worten „so mancher Strauß ausgefochten“ und „auch dieser oder jener einmal streng angefaßt“.⁷ Er selbst scheute keine Opfer an Zeit und Mühe, setzte sein Wissen und Können ein und brachte auch namhafte finanzielle Opfer.

Für diesen Einsatz wurde er 1935 anlässlich des Sommerfestes der NSDAP im städtischen Naturbad geehrt und ein schlichtes Denkmal für ihn enthüllt.⁸ Da Hugo Dietz neben Naturverbundenheit eine besondere Tierliebe auszeichnete, war man auf die Idee gekommen, bei der Gestaltung des Denkmals seine Dackel zu verewigen.⁹ Er züchtete nämlich diese Vierbeiner, seit sein Sohn Erich von Freunden ein Dackelpaar zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte.

Ein zuvor als Probe geformtes und gebranntes Exemplar dieses Denkmals steht auf einem gleich großen Sockel im Garten der Fabrikanlage Dietz & Pfiem,



Abb. 4: Unglasiertes Probeexemplar der „Vier Dackel“ im ehemaligen Garten des Hugo Dietz, heute Industriemuseum Lauf.

heute Industriemuseum Lauf, und erinnert an den Einsatz des Ventilfabrikanten für das Wohl seiner Mitbürger (Abb. 4).

1989 beschloss der Laufer Stadtrat, Hugo Dietz insbesondere für seine Verdienste um die Errichtung des ehemaligen Naturbades abermals zu ehren und eine Straße nach ihm zu benennen.¹⁰

Das Laufer Naturbad (Abb. 5)

Bereits 1905 hatte man im nordwestlich der Stadt fließenden Bitterbach ein Stauwehr und einen Fischweiher angelegt.¹¹ Ein angedachtes Bad kam zwar nicht zur Ausführung, doch man ließ die kahlen Abhänge des öden Bitterbachbeckens mit Bäumen bepflanzen und schuf damit beste Voraussetzungen für ein späteres Naturbad.



Abb. 5. Naturbad Lauf. Foto aus der Vorkriegszeit.



Abb. 6: Signatur auf der Rückseite der Bodenplatte: „AB“ (liegend) 1934.

Für schwimmfreudige Bürger stand seit 1924 ein einfaches Flussbad im Siechenloh an einer Flussschleife nahe der hölzernen Fußgängerbrücke zur Verfügung.¹² Doch im Zuge einer neuen

Sportgesinnung setzte Ende der 1920er Jahre ein allgemeines Bestreben nach besseren und bequemeren Familienbädern ein. Der Bau eines Freibades galt als moderne Aufgabe und ein vielseitig-



Abb. 7: Briefkopf der Fa. Georg Bankel um 1910.



Abb. 8: Unglasiertes Probeexemplar der „Vier Dackel“ im ehemaligen Garten des Hugo Dietz.

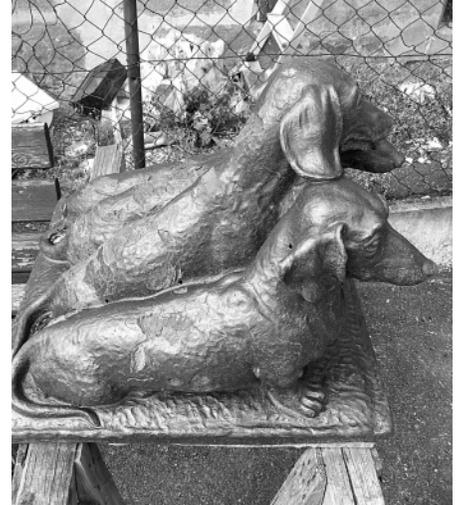


Abb. 9: Seitenansicht des Denkmals, Zustand August 2018.

ges Naturbad würde nach Ansicht des mit der Planung beauftragten Architekten Herman Degel dem „abgehetzten Zeitgenossen“ am meisten entsprechen.¹³

Als im Frühjahr 1931 zur Bewältigung der Weltwirtschaftskrise Notstandsarbeiten für die Erwerbslosen geschaffen werden sollten, griff der Stadtrat die Idee eines Naturbades im Bitterbach wieder auf. Das Ausbaggern des Beckens und das Instandsetzen der Talsperre waren geeignete Arbeiten. Anfangs erhielten die Notstandsarbeiter tariflichen Lohn, später führten arbeitspflichtige Wohlfahrtserwerbslose die Arbeiten weiter.

1932 wurden im Weiher mehrere Schwimmbahnen abgegrenzt und Sprungbretter sowie eine Vorrichtung zum Erlernen des Schwimmens installiert. Das Bad im Siechenloh wurde aufgelöst, Kabinen und Kleideraufbewahrungsräume ins neue Bad transferiert und Duschen installiert. Nach der provisorischen Eröffnung am 1. Juli kamen in den folgenden drei Monaten bereits 15000 Besucher. Aufgrund des großen Andrangs wurden schon ein Jahr später weitere Kabinen angeschafft sowie eine Gaststätte gebaut.

In den folgenden Jahren erfreute sich das Laufer Naturbad nicht zuletzt aufgrund seiner idyllischen Lage überregionaler Beliebtheit. Erst 1962 wurde mit dem Bau des heutigen Freibades eine neue Situation geschaffen.

Das Denkmal

Die lebendigen anrührenden Gesichter der Dackel, die sich in Form einer asymmetrischen Pyramide aneinanderschmiegen (Abb. 1), lassen einen herausragenden Künstler vermuten, der seine Arbeit auf der Rückseite der Bodenplatte in schöner Schrift mit „AB“ oder „BA 1934“ signierte (Abb. 6). Deswegen war sich auch der Laufer Stadtrat



Abb. 10: Sockel und Bank beim ehemaligen Naturbad, Zustand August 2018.

bewusst, als er am 2. Juli 1935 beschloss: „Die Figur soll befestigt und während der Wintermonate mit einem Holzkasten abgedeckt werden, um evtl. Frostschäden zu vermeiden.“¹⁴

Damit stellt sich zuerst die Frage nach dem Künstler und/oder der Werkstatt. AB oder BA: Ist das ein Hinweis auf den Künstler oder ein bestimmtes Kunstatelier? Ein Künstler dieses Namens wäre durchaus möglich, ist mir aber nicht bekannt. Sucht man in Lauf aber nach einem Ort, wo in den 1920er und 1930er Jahren künstlerische Baukeramik hergestellt wurde, bleibt eigentlich nur die Kachelofen- und Wandplattenfabrik Georg Bankel (Abb. 7). Dort gab es eine Kunstabteilung mit Modelleuren, die nicht nur die Modelle für die in Serie hergestellten Kacheln fertigten, sondern auch Aufträge für individuelle Baukeramik annahmen (die Laufer Keramikerin Marietta Emmert, geborene Döring, war die letzte Leiterin dieser Werkstatt). In Lauf haben sich Arbeiten aus den späteren 1920er Jahren vermutlich noch im Wintergarten mit seinem Springbrunnen der ehemaligen Villa der Familie Georg Bankel in der Wagnergasse 16 erhalten. Diese Überlegungen und die Signatur BA für Bankel sind Vermutungen, die sich wegen entsorgter Archivalien nach der Schließung der Ofenfabrik wohl nicht mehr erhärten lassen. Es sollte aber weiter geforscht werden.

Das Maß der Grundplatte von 60 mal 60 Zentimetern ergab sich aus dem Sockel, der so gemauert ist, dass er mit ganzen und halben Ziegeln auskam (Abb. 3 und 10). Der Künstler musste also den Schwund der Skulptur beim Trocknen und Brennen von zirka zehn Prozent beim Modellieren berücksichtigen, um auf das Maß des Sockels zu

kommen. Die in Aufbautechnik aus mehreren Stücken zusammengesetzte Tierskulptur ist zwei Mal gebrannt worden. Dem Schrübrand folgte nach dem Glasieren der Glatt- oder Glasurbrand. Im Garten der Wohnung von Hugo Dietz im Laufer Industriemuseum steht eine ungefähr gleich große Version mit leicht veränderter Stellung der Dackelköpfe (Abb. 1 und 4), besonders deutlich zu sehen am zweiten Dackel von links. Dies ist mit Sicherheit kein Abguss, sondern eine unglasierte, nur ein Mal gebrannte Version aus grob schamottiertem Ton mit rauer Oberfläche (Abb. 4 und 8), wie er auch für die Herstellung von Ofenkacheln verwendet wurde. Georg Wolf von den Wolfshöher Tonwerken und Marietta Emmert ist die Beobachtung zu verdanken, dass die mit weißem Füllmaterial restaurierten Risse dieser Version nicht auf Frostschäden zurückzuführen sind. Man war sich einig, dass wir hier ein Probestück vor uns haben: ein Exemplar, das wegen seiner Größe uns seiner komplexen Bauweise – vier Dackel auf einer durchgehenden Platte von 60 mal 60 Zentimetern – schon beim Brand an besonders gefährdeten Stellen gerissen

ist. Eine Anfertigung in den Wolfshöher Tonwerken in der Zeit um 1935 schloss Georg Wolf aus. Bei der schließlich im Naturbad aufgestellten glasierten Version sei deutlich zu erkennen, dass es der Künstler besser machen wollte. Winzige Löcher an gefährdeten Stellen sorgten dafür, dass beim Brand sich ausdehnende Luft entweichen konnte (Abb. 9 und 12), unter der Bodenplatte sind starke Wülste angebracht, um die Figur beim Brand in Form zu halten, und eine braune, matt glänzende Glasur sorgte für eine bronzeartige Oberfläche, sodass man bei oberflächlicher Betrachtung meinen konnte, eine Bronze vor sich zu haben.



Abb. 11: Ersetzte Tafel aus Plexiglas auf dem Sockel des Denkmals, Zustand 2018.

Vorschläge für die Wiederherstellung des Denkmals

Heute findet man am Ort nur noch den schönen, aus frostfesten dunkelbraunen Klinkern errichteten Pfeiler und die Sitzbank, die mit dem Sockel eine Einheit bildet (Abb. 10). Die originale, wohl mit derselben Glasur wie die Tierskulptur überzogene und kalligraphisch meisterhaft gestaltete Keramiktafel (Abb. 3) hat wohl schon früher einen Frostschaden erlitten und wurde durch eine inzwischen vergilbte Plexiglastafel mit rostigen Schrauben ersetzt (Abb. 11). Die jetzt im Bauhof der Stadt aufbewahrte Keramikskulptur zeigt neben dem abgefallenen Gesicht des rechten Dackels deutliche Frostschäden auf dem Rücken der Tiere, weil im Winter gefrierendes Wasser zwischen den Kern der Skulptur aus grob schamottiertem Ton und



Abb. 12: Aufsicht mit Frostschäden. Zustand August 2018.



Abb. 13: Rechter Dackel mit Riss zwischen Gesicht und Kopf (2013).

die Schicht aus feinerem Ton zur finalen Modellierung der Oberfläche gelangen konnte (Abb. 2, 9 und 12–14). Vergleicht man ein Foto des verlorenen Dackelgesichtes aus dem Jahr 2013 (Abb. 13) mit der Stelle, auf der es gesessen hat (Abb. 14), wird man feststellen, dass ein durch Frost verursachter Riss zwischen Gesicht und Hinterkopf des Dackels genau an dieser Stelle zu seinem Verlust führte. Vandalismus kann man also ausschließen.

Bei einer Besichtigung mit Christiane Müller vom Industriemuseum und dem Bildhauer Wolfram von Bieren war man sich einig, dass eine Restaurierung der Skulptur und eine Wiederaufstellung im Freien nicht in Frage kommen. Die Gefahr zusätzlicher Frostschäden würde dort weiterhin bestehen.¹⁵ Da Vandalismus nicht belegt werden kann, spricht eigentlich alles für die Aufstellung einer Kopie der glasierten Tierskulptur am alten Ort. Dies ist ein weit verbreitetes Procedere bei Bauplastik im Außenbereich aus der Gotik bis ins 20. Jahrhundert.

Diese Kopie sollte allerdings im Winter wie ihre Vorgängerin wieder eingehaust werden, wie es in anderen Städten mit freistehenden Skulpturen und Brunnen die Regel ist. Auch die Authentizität des idyllischen Ortes, an dem Hugo Dietz gesessen und auf „sein“ Naturbad geblickt hat, bliebe bei dieser Lösung erhalten.

Eine Kopie aus welchem Material? Aus Keramik? Um eine dem Original angemessene Kopie herzustellen, müsste man mit einem sogenannten Punktiergerät das Original vermessen und beim Kopieren gleich den Materialschwund (bis zu zehn Prozent) berücksichtigen – keine kostengünstige Lösung, die darüber hinaus zukünftige Frostschäden nicht ausschließt. Außerdem: Wer garantiert für die Qualität der Kopie? Ein Meister der figürlichen Großkeramik müsste dieses Wagnis eingehen, und natürlich wäre eine Kopie aus demselben Material wie das Original die richtige Lösung, wenn auch mit begrenzter Haltbarkeit.

Bleibt noch ein Abguss. Zuvor müsste man die Frostschäden an der glasierten Skulptur glätten und das fehlende Gesicht nach dem Exemplar im Industriemuseum ergänzen – für einen Bildhauer mit Erfahrung in der figürlichen Kunst kein Problem. Danach kann die ergänzte Tierskulptur abgegossen werden. Wegen der vielen Hinterschneidungen wäre eine Gipsform teurer und aufwändiger als eine Form aus Silikon, in die sich allerdings nicht jedes Material gießen lässt. Eigentlich kommt hier nur Bronze in Frage, ein Material, das

der Oberfläche des Originals am ehesten entspricht und außerdem frostsicher ist.¹⁶ Eine Bronzeskulptur kann so auf dem Sockel verankert werden, dass Buntmetallräuber keine Chance hätten. Es gab solche Vergehen eines Einzeltäters zwar auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg, anderswo ist in unserer Gegend Ähnliches nicht bekannt. Bildhauer und erfahrene Bronze gießereien dafür gibt es in Bayern. Kosten zirka 10000 Euro, das wären 27 Cent pro Tag für die nächsten hundert Jahre. Im Vergleich zu dem von Hugo Dietz' Sohn Erich gestifteten Vermögen eine Kleinigkeit.

Bleibt inzwischen nur die Qualität der Tierskulptur zu bewundern in der Hoffnung, sie bald wieder der Öffentlichkeit präsentieren zu können. Bei dieser Gelegenheit könnte man auch die vergilbte Plexiglastafel (Abb. 11) durch eine frostfeste Bronzetafel ersetzen und dabei für die jüngeren Laufer, die sich weder an das Naturbad erinnern können noch wissen, wer Hugo Dietz gewesen ist, folgende Zeilen hinzufügen:

Hugo Dietz (1881–1957)

Fabrikant, Stadtrat von 1924 bis 1933
Förderer des ehemaligen Naturbades
in der Bitterbachschlucht

Denkmal 2019 restauriert
von der Stadt Lauf

Tafel gestiftet von
.....



Abb. 14: Rechter Dackel, Bruchstelle zwischen Gesicht und Kopf (2018).

Nur so bliebe die Erinnerung erhalten an einen der größten Wohltäter der Stadt Lauf – neben Hermann Keßler, Johann Friedrich Barth und zuletzt dem Ehepaar Helmut und Renate Summer.

Bildnachweis:

Abb. 1, 13: Susanne Koch-Schächtele;
Abb. 3, 5: Stadtarchiv Lauf;
alle anderen Abb.: Hansgeorg Bankel.

-
- 1 Für wertvolle Hinweise und Fotos danken die Verfasser Marietta Emmert, Sabrina Grünewald, Susanne Koch-Schächtele, Christiane Müller, Ina Schönwald, Wolfram von Bieren und Georg Wolf.
 - 2 Diese und die folgenden Angaben zur Biografie von Hugo Dietz stammen aus der unveröffentlichten Dokumentation über die Firma Dietz & Pfriem im Archiv Industriemuseum Lauf.
 - 3 Schnaittacher Anzeiger 1./2.7.1932.
 - 4 Stadtarchiv Lauf NSDAP IX/28: Das Mitgliedergrundbuch der NSDAP belegt die Mitgliedschaft von Hugo Dietz in den Jahren 1940–42.
 - 5 Baupläne Archiv Industriemuseum Lauf.
 - 6 Archiv Industriemuseum Lauf DPdiv/014 und DPdiv/016.
 - 7 Pegnitz-Zeitung vom 29./30.7.1935.
 - 8 Ebd.
 - 9 Ebd.
 - 10 StadtAL B10/70 Protokoll der Stadtratssitzung vom 1.4.1989.
 - 11 Diese und die folgenden Angaben wurden dem Beitrag von Christian Schwab: Die ehemaligen Laufer Badeplätze und das jetzige städt. Naturbad, in: Die Fundgrube, Juni/Juli 1933, S. 10–12 entnommen.
 - 12 Ewald Glückert: Stadt und Fluss – Lauf und die Pegnitz. Oschersleben 2003, S. 56–58
 - 13 Herman Degel: Das neue Stauweiherbad in Lauf, in: Laufer Tagblatt 17./18.6.1932.
 - 14 (StadtAL, B 10/16). Stadtratssitzung vom 2.7.1935 unter Punkt 5 „Ehrung eines Laufer Bürgers“: „Dem Beschluss des Werkbeirats vom 20. Juni 1935 wird zugestimmt.“
 - 15 Vgl. auch die Stellungnahme der Kreisheimatpflegerin Karin Raab: „Ich sehe eine witterungsempfindliche Keramik mit einem Außenstandort problematisch – selbst wenn sie restauriert ist, sind wieder neue Schäden sowieso programmiert.“ (Mail vom 10. September 2018 an Ina Schönwald).“
 - 16 Karin Raab ebenda: „Der Erhalt und die Restaurierung sind auf jeden Fall notwendig, aber ich würde das Original eher innen z.B. im Industriemuseum sehen und eine Kopie am besten aus Bronze (lässt sich z.B. mit einem Kautschukabdruck erstellen) an den Außenstandort stellen, allerdings halte ich den originalen Standort immer für den Besten.“

Weltkriegs-Weihnachten in den Karpaten 1916

von Gottfried Stammler † (1885-1959)



Abb. 1: Weihnachten im Unterstand des Schützengrabens.

Am 11. November 2018 sind 100 Jahre vergangen, seit der Erste Weltkrieg zu Ende gegangen ist. Aus unserem Landkreis sind nur wenige chronologische Aufzeichnungen aus dem täglichen Kampf auf den Schlachtfeldern überliefert. Umso wertvoller sind die Erinnerungen des Schnaittacher Hafners und Heimatforschers Gottfried Stammler an das Kriegsgeschehen, die er in einem seiner Tagebücher festgehalten hat.¹

Stammler erhielt am 12. März 1915 seinen Stellungsbefehl und wurde danach im Rekrutendepot des 19. Infanterie-Regiments in Erlangen ausgebildet. Am 10. Mai wurde das Regiment nach Frankreich abgestellt. Nach einer Verwundung und einem erneuten Aufenthalt in Erlangen wird Stammler zum Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 6 in die 11. Kompanie versetzt, das in den Karpaten, in Siebenbürgen, kämpfte. Am 22. November 1916 wird er an die Front kommandiert.

Dort schildert er die Weihnachtszeit im tiefen Winter in den Bergen bei Ditró (Dittersdorf). Wir geben an dieser Stelle den Auszug aus seinem Tagebuch in den von ihm gewählten Worten und Ausdrücken unverändert und unkommentiert wieder. Seine Erzählungen sind in den zeitgeschichtlichen Hintergrund in Deutschland einzuordnen.

„Am 12. Dezember kam Nachricht: der deutsche Kaiser hätte den Feinden den

Frieden angeboten. Alles atmete auf und wir glaubten schon, dass wir bis Weihnachten heim kämen. Aber – der Feind wollte keinen Frieden und wir hielten Weihnachten im Felde.

Weihnachten: du Kindertraum für klein und groß. Es kamen Weihnachtsgeschenke und Liebesgaben. Wir waren trotz allem Elend lustig und weil der Deutsche nicht anders kann, so hängten wir auch unseren Christbaum auf. Und waren es keine glitzernden Glaskugeln und Zuckerstückeln, so waren es doch bunte Zigaretten-schachteln, Schokoladenumhüllungen und bunte Bänder, mit denen die Lieben daheim die Liebesga-

ben gebunden hatten. Mit Sehnsucht im Herzen sangen wir das schöne Lied „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Sogar unser Gefreiter Paul Müller, ein großer Gottesleugner, sang mit Tränen in den Augen mit. Am I. und II. Weihnachtsfeiertag mussten wir Schanzarbeiten machen. Das ist mir heute noch unverständlich, wo es doch sonst auch nicht viel zu tun gab, hätte man uns die Feiertage gönnen dürfen. Dass die Russen die Zeit- und Wachabteilung wie wir hatten, geht aus folgendem hervor: Wenn ich auf Wache zog, so zog auch ein russischer Artillerist mit auf. Schlag 4 oder 6 Uhr oder wenn er halt sonst aufzog gab er einen Schuss ab und dann genau alle 12 Minuten einen mit größter Genauigkeit. Alle Stunde 12 Schuss. Das war schön, denn man brauchte nicht auf die Uhr zu schauen. Auch meine Tabakspfeife galt als Stundenmesser. Ich stopfte sie immer, ehe ich auf Posten zog und



Abb. 2: Weihnachtsgrüße aus dem Felde.

wenn sie ausgeraucht war, war eine Stunde herum.

Unser Divisionär, ein kleiner, aber schneidiger Cheveaulegersgeneral namens Burkhardt, war bei uns nur als Karpatenkneissl bekannt, weil er weder sich noch seine Leute schonte, wenn es galt, dem Feind eine Niederlage beizubringen. Er ging stets in grüner Friedensuniform und trug nur einen feldgrauen Überwurf darüber. Ich sah ihn oft auf der Berme² stehen von feindlichen Kugeln umschwirrt. Als er einmal in unseren Schützengraben heraufkam und ein unter mir stehender Posten ihn sah, schrie er: Obacht, der Karpatenkneissl kommt.

Der Divisionär hatte es auch gehört, aber er sagte nur: den Karpatenkneissl werde ich noch einrenken. Den anderen Tag schickte er mit 20 Maultieren 40 Rollen Stacheldraht, die zu unserer Stellung sollten, und wir mussten sie zur 9. Kompanie hinauftragen. Die hatte ca. 20 Minuten weiter oben ihre Stellung. Ich hatte gerade keinen Posten und musste auch mit Drahtrollen tragen. Wir nahmen unseren Gebirgsstock, denn jeder von uns hatte einen solchen, steckten ihn durch das Loch der Drahtrollen und schubsten sie auf den Rücken. Da merkte ich zum ersten Male, wie matt und heruntergekommen wir waren, kaum dass ich die Rolle aufheben konnte und ich hatte mir doch sicher nicht die schwerste genommen. Also ging der Marsch los. Aber, der Weg war weit und der Schnee tief, daher waren die Rollen bald an [einem] sicherem Ort. Niemand sah sie mehr. Ja, ja der Schnee war tief. Alle Tage wurde es kälter, Mitte Januar war es so kalt, dass während der ganzen Nacht eigene Feuerposten [aufgestellt wurden], das sind Leute, die während der ganzen Nacht von einem Unterstand zum anderen gingen, um das Feuer im Ofen zu unterhalten, denn sonst wären die Leute im Schlaf erstarrt. So war ich auch eines Nachts Feuerposten. Der Vollmond stand am Himmel und der Schnee knarrte unter jedem Schritt. Es war ungefähr $\frac{1}{2}$ 2 Uhr nachts, als ich eben aus einem Unterstand, wo ich gefeuert hatte, heraustrat und auf dem Tragtierweg einem anderen Unterstand zustrebte. Da hörte ich plötzlich ein Geräusch, ich blieb stehen. Richtig, da kam seitwärts im Schnee



Abb. 3: Im Schützengraben.

etwas herauf, ganz langsam, plötzlich hörte ich: Oich, oich. Ich ging einen Schritt vor, um den Abhang hinunter zu sehen. Was sah ich da? Ein Wildschwein vielleicht, ca. 70 – 80 Pfund Fleischgewicht schwer. Donnerwetter, war das ein Braten! Ich zog mich hinter einen gestürzten Baum zurück und kniete wieder im Schnee, nahm mein Gewehr von der Schulter und richtete es im hellen Mondschein – es war fast taghell – auf die Stelle, auf der der Frischling den Weg betreten musste. Ich malte mir dabei den guten Braten aus, den wir morgen haben würden, ich glaubte, ich habe sogar im Vorgenuss den Mund zusammengeleckt. Jetzt kam schon der Kopf des Bratens zum Vorschein. Ich hätte schießen können, denn die Entfernung war höchstens 10 – 12- Schritt, aber ich wollte die ganze Sau sehen. Jetzt kam sie herauf.

Da knarrte hinter mir die Unterstandstür und heraus kam ein Infanterist, der irgendeinen Nachtgang – zur Latrine wahrscheinlich – hatte. Geht heraus, haut die Tür zu und fängt zu pfeifen an, wie ein Schusterbub. Mein Braten hebt den Kopf und macht Wuff und krebst rückwärts. Ich schieße noch. Die Sau schreit auf und ist verschwunden. Ich springe über den Weg hinüber und schaue den Steilabhang hinunter und horche. Ganz unten, vielleicht 300 Meter tiefer, sehe ich meinen Braten im Gebüsch verschwinden. Da kam mir die Wut, ich wandte mich um, um den (...) herzunehmen, aber ich sehe ihn nicht mehr. Ich rief ihm noch etwas nach vom „Teufel holen“, aber eine Antwort bekam ich nicht. Da kam der Unteroffizier

vom Grabendienst und wollte wissen, wer geschossen hätte. Ich aber wusste nichts und ging ganz zusammengefroren in den nächsten Unterstand, um das Feuer zu erhalten. Aber es war ausgegangen, da musste ich wieder anfeuern. Wie das ging, das weiß nur der, der schon einmal mit grünem Holz in der stockfinsteren Nacht in einem Schützengrabenofen ohne Papier angeheizt hat. Natürlich ging das nicht ganz, darum hörte ich auch bald verschiedene an meine Adresse gerichtete Segenswünsche und ich konnte meinem Herrgott danken, dass nicht jeder Wunsch in Erfüllung geht, sonst hätte der Teufel schon wieder ein Geschäft gehabt, und zwar zu meinem bitteren Schaden. Endlich brennt das Feuer und es ist 2 Uhr. Die Ablösung naht. Ich lege mich aufs Ohr und versuche zu schlafen. Unser Unterstand ist warm und die Läuse, die draußen infolge der Kälte still saßen, fingen mit der zunehmenden Wärme zu laufen an. Von einem Schlaf keine Rede. Um 6 Uhr hatte ich Grabendienst. Um 8 Uhr, als ich einrückte, sagte mir Gefreiter Müller, dass Beschwerde eingegangen sei, dass in 2 Unterständen infolge meiner Nachlässigkeit das Feuer ausgegangen wäre. Zu meiner Entschuldigung erzählte ich mein Abenteuer mit der Wildsau. Ringsum ungläubiges Grinsen der Kameraden. Als ich hochfuhr und beschwor, ich hätte die Sau getroffen und ich würde jetzt fortgehen, um sie zu suchen, meldeten sich noch zwei, die mir suchen helfen wollten, oder im Falle des Nichtfindens und infolge einer faustgroßen Lüge mir das Fell vergessen wollten. Also zogen wir zu dritt ab, unter Segenswünschen und Spott. Als



Abb. 4: Maultier-Abteilung.

wir an den Weg kamen und der Spur der flüchtigen Sau folgten, sahen wir Blutspuren, Schweiß sagt der Fachmann. Der Glaube meiner Kameraden und meine Hoffnung auf ein Wiedersehen der Sau stieg. Wir kletterten im fußhohen Schnee ein paar hundert Meter den Steilhang hinunter, dann und wann trafen wir auf Schweiß, aber als wir an die Büsche kamen, verloren wir Spur und Schweiß, aber keine Sau sahen wir nicht. Also kletterten wir wieder hoch. Eine elende anstrengende Arbeit. Nach 2 Stunden im Unterstand angekommen war meine Ehre zwar gerettet, aber meine Kameraden behaupteten, ich sei trotzdem ein Rindviech, sonst hätte ich die Sau besser getroffen. Und der Gefreite bestätigte ihre Meinung.

Ein Muli ist zur Hälfte Pferd und zur Hälfte Esel, also auf Deutsch gesagt ein Maultier. Von unserer Stellung, die sich auf einem Berg, auf dem bis zum Krieg und auch während dem noch unberührter Urwald stand, führte ein von unseren Pionieren angelegter Tragweg ins Tal. Von dort bis zu uns brauchte ein tüchtiger Fußgänger 2 Stunden. Der Weg führte hinter Stellung, parallel mit ihr steil zur Höhe an 100 Meter tiefen Schluchten vorbei und war ca. 1 Meter breit, bei gutem Wetter war er ohne Lebensgefahr passierbar. Aber bei Schnee und Glatteis war die Passage lebensgefährlich. Auf besagtem Wege brachten jeden Tag um 11 Uhr die Mulis, jedes geführt von einem Zivilisten, die den ungarischen oder slowakischen Mausefallenhändlern, die in Friedenszeiten in unserer Heimat hausierten und ihre Waren immer mit dem gleich lautenden Satz „Mausefalle, Rattenfalle,

Hoserträger, Gelderbeutel, Schnappermesser! Eikoff, Eikoff, Eikoff!“ anboten, zum Verwechseln ähnlich waren, unsere Menage und Post. Jede Kompanie hatte ein Muli, das ein sattelähnliches Gestell auf dem Rücken hatte, davon links und rechts hängend 2 rechteckige, fest verschlossene Essensträger und in einem Sack war die Post. Die Kost war gerade nicht schlecht, wenn auch nicht reichlich. Das ging lange gut, bis der Schnee festgetreten war und der Weg spiegelglatt wurde. Eines Tages sollte ich Essen fassen für unsere Gruppe. Alle Tragetiere waren da, nur das der 11. Kompanie fehlte. Die Muli-Führer wollten zuerst nicht mit der Farbe heraus, bis der Unteroffizier, der die gerechte Verteilung der Nahrungsmittel für unsere Kompanie vornehmen sollte, ungeduldig wurde. Da gazte (stotterte) einer von den Führern, der ohne Muli und mit leeren Händen dastand: „Kamerad, i ko nix dafür, Muli is obigfoln!“ Da wars heraus, unser Tragetier war abgestürzt und mitsamt dem Essen, Baras und Post verloren. Ich ging und meldete das Unglück im Unterstand. Es war ver(...) wie da die Kameraden fluchten, besonders unsere 2 Niederbayern. Aber das half auch nichts. Eine telefonische Forderung unseres Kompanieführers, sofort ein anderes Muli mit Menage heraufzuschicken, wurde vom Küchenchef rundweg abgelehnt mit dem Bemerkung: 1. hätte er kein zweites Tragetier, und 2. auch keine Menage, da alles ausgegeben sei. Also blieb uns nichts anderes übrig als Hungerleiden, auf Hochdeutsch Kohldampf schieben. Sofort wurde auch in der Kompanie bekannt gegeben: Der „Eiserne Bestand“ dürfe nicht angegriffen werden. Da hätten wir,

trotz unserem Hunger, bald noch lachen müssen. Ich habe während des ganzen Feldzuges keinen Soldaten angetroffen, der 14 Tage im Felde war und noch einen eisernen Bestand gehabt hätte. Und sollte es doch einen solchen Soldaten gegeben haben, dann war er sicher krank. Also war dieser Befehl überflüssig, denn was nicht da ist, kann nicht angegriffen werden. Also war Fasttag und Fastnacht auch, denn der Soldat im Feld hat auch nachts Dienst und kann seinen Hunger nicht verschlafen. Am nächsten Tag sollte ein anderer das Essen ... oder vielmehr, er wollte

es holen. Oh Duplizität des Schicksals. Das Muli der 11. Kompanie war wieder abgestürzt. Da hätten bald auch die anderen geflucht, nicht nur unsere Niederbayern. Der Hunger wütete in unseren Eingeweiden. Dazu wieder der Befehl, der „Eiserne Bestand“ dürfe immer noch nicht angegriffen werden. Es war zum Heulen. Ich musste gerade an dem Tag Holz machen. Dazu hatte ich keinen Appetit, aber auf was anderes. Da erinnerte ich mich, dass ich in der „Biblischen Geschichte“ gelesen hatte, dass sich der heilige Johannes in der Wüste von Wurzeln und Kräutern ernährt hätte. Also trat ich in die Fußstapfen dieses Heiligen und versuchte es mit Wurzeln und Baumrinden, denn keine Kräuter gab es nicht laut Kalender. Da muss ich schon sagen, Johannes der Täufer ist mir furchtbar genügsam vorgekommen. Ich möchte es kein zweites Mal mehr machen. Geschmeckt hat es gar nicht, aber etwas war es doch. Halb Meter hoch Schnee liegt überall. Unsere Patrouillen brachten alarmierende Nachrichten. Es waren der Gefreite Hans Dinkel, mein Landsmann Hans Karl und noch einer, dessen Namen ich vergessen habe. Sie machten alle Tage ihre Patrouille und hatten dafür dienstfrei. Alle Tage sahen sie etwas anderes, sodass wir fast ständig in Alarmbereitschaft waren. Als dann noch zum Überfluss die Wasserholer der 9. Kompanie, die ihr Wasser von der Stellung holten, von den Russen geschnappt wurden, wurde es mit dem Dienste immer strenger. Eines Morgens mussten wir auf Horchposten, das heißt, wir mussten über den dreifachen Stacheldraht hinaus und dort im Wald Posten stehen, um zu melden, wenn der Russe etwas vorhätte.

Ein Nürnberger Kamerad, dessen Name mir entfallen ist, hatte wegen seinem Kopf, Hut(größe)-Nr. 60, den schönsten Spitznamen „Deutschhauskuppel“. Also er und ich waren auf Horchposten und unterhielten uns über allerhand und über die lange Dauer des Krieges. Er meinte, keinen Herrgott könne es nicht geben, denn sonst könne er kein so großes Unrecht auf der Welt dulden. Ich stritt mit ihm und behauptete, es gäbe doch einen Herrgott, der den Menschen mit freiem Willen erschaffen hat, und daher zulasse, dass die Menschen sich gegenseitig plagen. Da auf einmal, mitten unter unserem Streit, fängt der Russe zu schießen an, wir stritten ruhig weiter, während die Schrapnells und Granaten über uns wegflogen. Da auf einmal explodiert ein Schrapnell direkt über uns, und die Trümmer sausten uns sehr bedrohlich um die Ohren. Ich lag gedankenschnell neben einer gefallenen Urwaldfichte mit einem Durchmesser von ca. 80 Zentimeter und hatte gute Deckung. Mein Kamerad stellte sich ca. 10 Meter von mir entfernt unter eine 20 Zentimeter starke stehende Fichte und schimpfte jämmerlich über Gott, den es doch gar nicht gab. Da gab es plötzlich einen Krach, dass alles nur so schepperte, und ein handgroßes Hülsenstück von einem Schrapnell mähte die Krone der Fichte, unter der „Deutschhauskuppel“ stand, weg und fiel ca. 1 Meter neben

mir unter die liegende Fichte. Die gebrochene Krone sauste runter, riss meinen Freund um und begrub ihn. Ich aufs Höchste erschrocken sprang auf und eilte auf ihn zu, denn ich glaubte ihn tot oder schwer verwundet. Ich packte die Krone und zog sie weg und dann suchte ich im tiefen Schnee nach dem Gefallenen. Aber ich fand ihn nicht gleich, er war ganz eingewühlt. Ich sah nichts von ihm, aber hören konnte ich ihn: Er betete. Da griff ich zu und zog ihn heraus und wunderbarerweise war ihm nichts passiert. Boshafter Weise fragte ich ihn, warum er denn gebetet habe, wenn es keinen Herrgott gäbe. Da schaute er mich mit großen Augen an und wandte sich ab, gesagt hat er nichts, aber ich hörte ihn auch nie wieder über den Herrgott schimpfen. Dann verließen wir unseren Posten und kehrten durch den Stacheldraht in unsere Stellung zurück. Unser Oberleutnant Hausmann, Pfarrerssohn aus Erlangen, stand auf der Berme und wünschte uns Glück, dass wir gut durchgekommen seien. Bald darauf flaute das russische Feuer ab und der Oberleutnant forderte uns auf, wieder auf unseren Posten zurückzukehren. Er ging auch mit vor die Stellung hinaus. Er war ein furchtloser Offizier, der das Herz für seine Leute auf dem rechten Fleck hatte. Aber kaum waren wir übern Draht draußen, als der Russe heftiger als zuvor schoss. Der Oberleut-

nant ging den Stacheldraht entlang. Ich bat ihn, doch nicht weiter zu gehen, es wäre zu gefährlich, aber er lachte nur. Und ein Schrapnell um das andere platzte in unserer Nähe. Gerade als ich wieder sagte, er möge doch zurückgehen, kam ein Drumm geflogen und riss ihm die Zeigefingerspitze der rechten Hand weg. Im Erschrecken fuhr er mit der verletzten Hand aus und fuhr damit in den Stacheldraht, dann fiel er ohnmächtig zusammen. Ich packte ihn und schleppte ihn durch den Schnee zurück bis zum Drahtdurchgang, da kam er wieder zu sich und mein Freund und ich führten ihn herein.

Den anderen Tag gingen wieder 3 auf freiwillige Patrouille.

Deutschhaus-Kuppel war auch dabei. Da hörten wir plötzlich das Krachen einer Handgranate und Gewehrfeuer. Alles eilte in den Graben, denn wir glaubten, die Russen würden angreifen. Aber es war doch nicht gut möglich, ohne Artillerievorbereitung in unsere Stellung zu kommen. Darum waren wir sehr zuversichtlich und neugierig. Jetzt hörten wir das Kommando: „Halt! Kehrt! Feuer!“ 3 Gewehrschüsse krachten und dann Trampeln, hastiges Stampfen von schweren Schuhen, die den Berg heraufkamen. Dann wieder „Halt! Kehrt! Feuer! Und wieder 3 Schüsse. Wir stiegen trotz der Lebensgefahr auf



Abb. 5: Im Schützengraben.

die Berme, um zu sehen, was eigentlich wäre. Nur so viel war uns klar, unsere Patrouille war vor einer russischen Patrouille auf der Flucht. Endlich kamen sie, unsere 3 Helden, wohlbehalten bis auf einen: „Deutschhaus-Kuppel“, dem lief das Blut vom Augenschädel über das linke Auge die Backen herunter. Wir halfen ihnen herein durch den Drahtverhau und forschten mit unseren Augen nach den verfolgenden Russen, aber wir sehen keinen. Der Verwundete kam sofort ins Tal zum Arzt, denn er war nach Aussage seiner Kameraden von den Russen durch einen Gewehrschuss verwundet worden. Wir hatten daraufhin erhöhte Gefechtsbereitschaft. Und das dauerte nun schon fast 14 Tage – Tag und Nacht umgeschnallt. Wer kann da schlafen, wenn er sich nie mehr auf die Seite legen kann und keinen Stiefel ausziehen darf.

Der Arzt, der den Verwundeten verband, zog aus dem Augenschädel ein Stück von einer deutschen Handgranate, das war verdächtig. Die Patrouille wurde eingehend vernommen und da stellte sich heraus, dass die Kameraden, um uns, die wir im Graben geblieben waren, die Gefährlichkeit ihrer Arbeit zu demonstrieren, alle Tage ein anderes Märchen erzählten und zum Schluss ein kleines Scheingefecht veranstalteten, wobei eine geworfene Handgranate an einem nahen Baum aufschlug und den Werfer verletzte. Unser Bataillonsführer Hauptmann Merkel, sonst ein braver, tüchtiger Offizier, tobte wie ein angeschossener Eber und schrie etwas von ehrlosen Schweinen, denn er hatte in den letzten Tagen auch keine Ruhe gehabt. Beißender Schützengrabenspott war die Belohnung unsererseits für die Patrouillenteilnehmer. Nach der Verwundung unseres Kompanieführers und während dessen Lazarettaufenthalts in der Heimat bekamen wir einen ungarischen Oberleutnant als Kompanieführer. Er war „sehrst“ schneidig. Aber er konnte nur deutsch radebrechen. Da gab es oft freundliche Geschichten nach

einem Kommando, das wir nicht verstehen konnten. Er hatte ein gutes Herz und war besorgt um seine Kompanie. Er machte uns den Dienst so leicht als es ging und verbesserte, wo er konnte. Seine erste Anordnung war, dass wir vor unserem Stand im Graben Löcher unterhalb der Berme ins Erdreich graben mussten, um die Handgranaten, die sonst immer oben lagen, da hinein-zulegen und sie vor einem feindlichen Treffer und damit vor der Krepierung zu unserem Schaden bewahrte. Die Russen betitelte er nur als Schweine. Eine stehende Rede von ihm war: Geb Sie obacht, das Schwein schießt.“

Eines Tages kurz vor unserer Ablösung und vor unserer Verschiebung nach Galizien waren wir in einem großen, freien Unterstand in der Nähe des Bataillons-Kommandos einquartiert. Er ließ die ganze Kompanie antreten, um den „Eisernen Bestand“ auf sein Vorhandensein zu prüfen. Das war ein Schrecken. Ich füllte meine beiden Zwiebacksäckchen mit kleinen Kieselsteinen, die ich an einer schneefreien Böschung fand, auf. Fleischbüchsen hatte ich keine mehr. Also standen wir, die Mannschaft, in Reih und Glied mit leeren Händen. Unser Ungar kam, schaute einen Moment und fragte: „Wo ist das Unterr-offizier?“ Unterr-offizier muss auch antreten.“ Also wurden sie auch herbeigeholt. Da stand als erster Unteroffizier Balthasar Storchmaier mit – höre und staune – zwei Fleischbüchsen unterm Arm. Die anderen Unteroffiziere hatten nichts. Der Oberleutnant ging auf ihn zu, sah in recht freundlich an und sagte: „Verrrkerrren!“ Storchmaier rührte sich nicht. „Verrrkerrren“, kam das zweite Kommando. Aber unser Baltes gab kein Zeichen. Da griff der Ober zu und nahm ihm eine Büchse unterm Arm weg, dreht sie und sah in eine leere Konservbüchse ohne Deckel. Da mussten wir trotz unseres schuldbehafteten Herzens lachen. „Ja, lach Sie nurr, Sie komme auch noch dran“, meinte der Oberleutnant. Dann zu Storchmaier ge-

wendet: „Glauben Sie, ich bin ein Narr, oh ich bin nix Narr. Ich bin 10 Jahre Diener, mich könn Sie nix anschmirren, Unteroffizier Storchmaier! Sie bekommen 3 Tage mittleres Arrest!“ Dann ging er zum Nächsten, dem erging es ebenso. Ich war der achte Mann, den er vernahm. „Hab sich nix Schachtel?“ Ich verneinte. Schon griff er nach meinem Zwiebacksäckchen und hob es.“ Oh is das Zwieback schwerrr!“, ich dachte mir dabei, er ist halt versteinert. Er schnürte das Säckchen auf und griff hinein. Da fing er herzhaft zu lachen an und schüttete meinen Zwieback in den Schnee. „Infanterist Stammler auch drei Tage mittleres Arrest“, sagte er dazu. „Wollen wirr machen Schluss, sonst kommt noch ganze Kompanie ins Loch.“

Gottfried Stammler kehrte nach dem Ende des Kriegs nach Schnaittach zurück. Zusammen mit anderen Schnaittacher Bürgern begründete er 1923 die Sammlung des Schnaittacher Heimatmuseums und wurde im Anschluss zum Bezirksarchivpfleger des Kreises Lauf ernannt.

Bildnachweis:

Die Abbildungen mit Feldpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg entstammen der umfangreichen Sammlung von Feldpostkarten im Stadtarchiv Lauf, die der damalige Stadtpfarrer Blendinger zum Dank für die Versorgung seiner Laufer Pfarrkinder mit „Liebesgaben“, religiösen Schriften und anderen Dingen im Feld im Verlauf des Krieges erhalten hat.

Quelle: StadtAL, Zeitgeschichtliche Sammlung, WK I, III, 1

-
- 1 Staatsarchiv Nürnberg, Nachlässe und Sammlungen 290 („Im Weltkrieg 1914/18“, handschriftliches Manuskript von Gottfried Stammler).
 - 2 Horizontales Stück oder Absatz der Böschung des Schützengrabens.

Hinweis: Die Redaktion der FUNDGRUBE ist immer auf der Suche nach Autoren, die sich historischen Themen aus dem Umkreis Laufs/Röthenbachs, Schnaittachs und des Nürnberger Landes in einem Beitrag widmen wollen. Dabei müssen die Beiträge nicht immer nur rein wissenschaftlicher Natur sein. Beiträge können Sie unter fundgrube@laufgeschichte.de einreichen. Die Redaktion behält sich die Auswahl und die Bearbeitung der Beiträge vor.

FUNDGRUBE

erscheint halbjährlich in der Pegnitz-Zeitung.

Herausgeber:

Verlag Hans Fahner GmbH & Co. KG,
Nürnberger Straße 19,
91207 Lauf a.d. Pegnitz

Layout:

Silvia Leitenbacher

Druck:

Verlag Nürnberger Presse
Druckhaus Nürnberg GmbH & Co. KG

Beiträge werden erbeten an: Fundgrube@laufgeschichte.de

Für die Inhalte der Beiträge sind ausschließlich die Autoren verantwortlich. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck (auch auszugsweise) nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.